Lars Hillebold 20.9.2026

Von der Messe, die noch nicht gelesen ist

Eine fast wiederentdeckte Vorrede Luthers zum Jubiläum 500 Jahre Deutsche Messe 1526-2026

Vorrede

Vor allen Dingen will ich freundlich gebeten haben alle, die diese Gedanken lesen und ihnen folgen wollen, dass sie ja kein nötiges Gesetz daraus machen, noch meinen, diese Rede oder Gottesdienst müsse nun überall so gehalten werden. Denn wir haben in der Kirche oft gemeint, eine gute Ordnung mache schon einen guten Gottesdienst. Und haben darüber Formulare geschrieben, Bücher gebunden, Rubriken gesetzt und bisweilen so genau bestimmt, wann einer stehen, sitzen, reden und schweigen soll, dass am Ende die Ordnung lebendiger war als die Gemeinde. Darum sei zuerst gesagt: *Die Agende ist um des Gottesdienstes willen da und nicht der Gottesdienst um der Agende willen.* Und der Gottesdienst ist um des Evangeliums und der Menschen willen da. Darum soll eine Ordnung gebraucht werden, wo sie hilft; verändert werden, wo sie hindert; neu erfunden werden, wo sie nicht mehr trägt; und getrost beiseitegelegt werden, wo sie zum Selbstzweck geworden ist. Denn Ordnung ist ein äußerlich Ding, sie sei so klug und schön, wie sie wolle. Ihr Leben liegt im rechten Gebrauch.

I. Von der vermessenen Kirche

Wir leben in einer Zeit, in der viel gemessen wird. Man zählt Mitglieder und Austritte. Man errechnet, wie viele Pfarrpersonen in zehn Jahren noch da sein werden, wie viele Gebäude gebraucht werden und wie viele Menschen sonntags vermutlich kommen. Solches Rechnen ist nicht böse. Wer einen Turm baut, soll wissen, ob die Steine reichen. Wer eine Gemeinde leitet, soll wissen, wo Menschen wohnen. Wer Kirche gestaltet, soll die Welt kennen, in der er das Evangelium verkündigt. Aber man hüte sich davor, das Gemessene mit dem Wirklichen zu verwechseln. Denn ein Mensch kann eine Kirche betreten und doch unberührt wieder hinausgehen. Und ein anderer hört bei der Bestattung seiner Mutter einen einzigen Satz und trägt ihn zwanzig Jahre mit sich. Welcher von beiden war nun erfolgreicher erreicht? Das weiß keine Tabelle. Darum soll die Kirche messen. Doch nach dem Vermessen muss das Ermessen kommen. Und nach allem Ermessen bleibt das, was wir nicht bemessen können: Glaube. Trost. Gnade. Segen. Hoffnung.

II. Die Agende als Landkarte

Eine Agende soll künftig weniger einem Fahrplan gleichen, bei dem jeder Zug zur vorgeschriebenen Minute denselben Bahnhof erreichen muss. Sie soll eher einer Landkarte gleichen. Eine Landkarte sagt, woher wir kommen, welche Wege erprobt sind, wo Brücken stehen und wo Abgründe liegen. Aber gehen müssen die Menschen selbst. Darum braucht die Agende nach 2026 nicht weniger Theologie, sondern mehr. Sie soll deutlich sagen, was im Gottesdienst geschieht, und zurückhaltender bestimmen, wie es geschehen muss. Sie soll unterscheiden zwischen dem, was wir empfangen, und dem, was wir gestalten. Das Evangelium können wir nicht erfinden. Aber seine Sprache können wir suchen. Den Segen können wir nicht herstellen. Aber wir können Hände auflegen. Die Taufe können wir nicht unserem Geschmack anpassen. Aber wir können einen Ort finden, an dem Wasser, Wort und Mensch miteinander sprechen. Die Auferstehung können wir nicht beweisen. Aber wir können einen Toten so bestatten, dass die Hoffnung nicht verschwiegen wird. Darum soll die neue Agende nicht zuerst sagen: So macht man es. Sondern: Darum tun wir es. Und danach: So könnte es hier und heute Gestalt gewinnen.

III. Um der Freiheit des Nächsten willen

Manche fürchten, wenn die Ordnung freier werde, werde alles beliebig. Das ist ein kleiner Glaube. Denn evangelische Freiheit heißt nicht, dass jeder Pfarrerin tue, was ihr morgens einfällt, und jede Musikerin spiele, was ihr gerade gefällt. Freiheit ist nicht die Kunst, sich selbst interessant zu machen. Die Freiheit des Gottesdienstes ist Dienerin des Evangeliums und des Nächsten. Darum frage man bei jeder Gestaltung: Wem dient dies? Was wird hier hörbar? Was wird sichtbar? Wer kann teilnehmen? Wer bleibt draußen? Was

verstehen die Menschen? Wo können sie antworten? Was muss vertraut bleiben? Und wo verhindert gerade das Vertraute, dass noch etwas gehört wird?

IV. Der Mensch muss auftauchen

Dazu braucht es liturgische Urteilskraft. Darum wird die Agenda der Zukunft nicht nur Texte bereitstellen müssen. Sie muss Menschen befähigen, Gottesdienst zu gestalten. Besonders aber müssen wir von Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung reden. Denn wir haben sie lange Kasualien genannt, als seien sie besondere Fälle neben dem eigentlichen kirchlichen Leben. Vielleicht verhält es sich inzwischen umgekehrt. Wo Menschen geboren werden und sterben, lieben und sich trennen, aufbrechen und zurückkehren, Angst haben und hoffen, dort ist kein Rand des Lebens. Dort ist seine Mitte. Und wenn Kirche dort gefragt wird, soll sie nicht zuerst fragen: Gehört dieser Mensch genügend zu uns? Sondern: Was ist diesem Menschen widerfahren – und welches Wort des Evangeliums kann hier hörbar werden? Man soll die Taufe nicht verstecken, als sei sie eine interne Aufnahmehandlung eines Vereins. Wo Wasser ist, ist Leben. Wo ein Name genannt wird, wird ein Mensch aus der Menge gerufen. Wo getauft wird, wird zugesagt: Du gehörst zu Christus, ehe du etwas aus dir gemacht hast. Darum kann Taufe in der Kirche geschehen, aber auch an anderen Orten, wenn diese das Zeichen erschließen und die Gemeinde dort wirklich feiern kann. Man hüte sich nur davor, aus der Freiheit eine Eventagentur zu machen. Nicht der ungewöhnliche Ort macht eine Taufe lebendig. Der kirchliche Ort aber auch nicht. Das Wasser muss reden können. Das Wort muss fließen können. Der Mensch muss vorkommen, also auftauchen.

V. Vorm Reden hören

Wenn zwei Menschen um Segen bitten, soll die Kirche nicht so tun, als besäße sie den Segen wie einen Gegenstand in ihrer Sakristei. Segen ist keine kirchliche Auszeichnung für richtig geführtes Leben. Er ist Gottes Zuspruch an Menschen, die ihren Weg nicht kennen. Darum soll man hören, bevor man redet. Man soll die Geschichte der Menschen ernst nehmen und sie nicht bloß als hübsche Einleitung vor die eigentliche Liturgie setzen. Denn das Evangelium wird nicht kleiner, wenn es auf eine konkrete Biografie trifft. Es wird konkret. Und man soll mehr segnen. Denn die Menschen haben viele Übergänge, für die unsere alten Bücher keine Überschrift kennen.

VI. Von den neuen Kasualien

Ein Kind kommt in die Schule. Ein Jugendlicher verlässt die Schule. Ein Mensch zieht von zu Hause aus. Eine Familie zieht um. Eine Ehe zerbricht. Ein Mensch verliert seine Arbeit. Ein anderer beginnt eine neue. Jemand erhält einen Führerschein. Eine Frau geht in den Ruhestand. Menschen werden Großeltern. Andere bleiben kinderlos. Einer wird krank. Eine wird gesund. Menschen beginnen neu und müssen Abschied nehmen. Warum sollte die Kirche nur an vier Stellen des Lebens stehen, wenn Menschen an hundert Stellen nach einem Wort suchen? Darum braucht die Kirche im Jahre 2026 neben der Agende eine Kasualkultur des Entdeckens. Nicht für jeden Anlass ein neues Formular. Wohl aber Menschen, die erkennen: Hier ist eine Schwelle. Hier braucht jemand Sprache. Hier könnte Segen Gestalt gewinnen. Die Agende der Zukunft muss darum eine offene Agenda sein. Nicht hundert neue Seiten mit hundert neuen Vorschriften. Sondern eine Grammatik, mit der neue Formen gebildet werden können.

VII. Persönlich nicht privat

Am deutlichsten wird dies am Grab. Dort helfen keine kirchlichen Erfolgsmeldungen. Dort wird nicht optimiert. Ein Mensch ist tot. Andere stehen da und können ihn nicht zurückholen. Hier zeigt sich, ob unsere Sprache trägt. Darum soll die Bestattung persönlich sein, aber nicht privat. Sie soll vom Menschen erzählen, aber ihn nicht verklären. Sie soll vom Tod sprechen und ihn nicht beschönigen. Und sie soll von Christus sprechen, ohne die Trauer mit frommen Antworten zuzudecken. Eine gute Bestattung hält beides zusammen: Diesen unverwechselbaren Menschen und die Hoffnung, die größer ist als dieser Mensch und größer als sein Tod.

VIII. Von Musik, Sprache und Bildern oder Feiern müssen die Menschen

Man soll nicht meinen, das Evangelium wohne allein in gesprochenen Sätzen. Darum soll man singen und spielen, erzählen und schweigen, Bilder zeigen und Räume öffnen. Und wenn digitale Bilder helfen, soll man sie gebrauchen. Wenn ein Smartphone Menschen verbindet, soll man es nicht deshalb verdammen, weil Paulus keines hatte. Und wenn künstliche Intelligenz bei der Vorbereitung hilft, soll man sie gebrauchen wie andere Werkzeuge auch. Aber kein Werkzeug darf an die Stelle dessen treten, der Verantwortung trägt. Denn ein Algorithmus kann tausend Trauerreden vergleichen. Er hat aber keine Mutter verloren. Er kann Segensworte erzeugen. Er kann niemanden segnen. Er kann Wahrscheinlichkeiten berechnen. Er kann nichts hoffen. Darum mögen Maschinen helfen. Feiern müssen Menschen.

IX. Gemeinde ist, wo Menschen sind

Auch soll man aufhören, Gottesdienst so zu planen, als bestünde er aus einem oder zwei Menschen, die vorne etwas herstellen, während die übrigen es konsumieren. Die Gemeinde ist kein Publikum. Sie singt. Sie hört. Sie antwortet. Sie schweigt. Sie betet. Sie segnet. Sie bringt ihre Geschichten mit. Darum soll eine Agende nicht nur Rollen für Pfarrpersonen beschreiben, sondern Möglichkeiten der Teilhabe eröffnen. Das gilt besonders bei Kasualien. Familien und Freundinnen, Kinder und Paten, Kolleginnen, Nachbarn und Weggefährten sind nicht störendes Beiwerk einer kirchlichen Amtshandlung. Sie sind Teil der versammelten Gemeinde.

X. Von einer Agende nach 2026

Darum wünsche ich mir eine Agenda, die nicht dicker, sondern klüger wird. Sie braucht wenigstens vier Dinge: **Erstens: einen festen theologischen Grund.** Was geschieht bei Taufe, Trauung, Bestattung, Segen und Gottesdienst? **Zweitens: eine liturgische Grammatik.** Welche Elemente tragen eine Feier und wie können sie miteinander verbunden werden? **Drittens: vielfältige Beispiele.** Nicht damit sie kopiert werden, sondern damit sie Möglichkeiten eröffnen. **Viertens: Urteilskraft.** Menschen müssen lernen, Situationen theologisch wahrzunehmen und verantwortlich zu gestalten. Darum wäre die beste Agende vielleicht nicht mehr nur ein Buch. Sie könnte Werkstatt sein. Bibliothek. Musikarchiv. Textsammlung. Digitales Werkzeug. Beratungsraum. Fortbildung. Und Gemeinschaft derer, die ihre Erfahrungen miteinander teilen.

Viele wollen heute wissen, wie der Gottesdienst im Jahre 2035 oder 2040 aussehen wird. Ich weiß es nicht. Und traue auch denen nicht recht, die es genau wissen. Denn die Zukunft des Gottesdienstes lässt sich nicht prognostizieren wie die Zahl der Kirchenmitglieder. Fünfhundert Jahre Deutsche Messe lehren uns nicht, wie Gottesdienst im Jahr 2026 auszusehen hat. Sie lehren uns etwas Schwierigeres: wie man Ordnungen schafft, ohne ihnen zu verfallen. Wie man Tradition gebraucht, ohne sie zu vergötzen. Wie man verändert, ohne dem Neuen nachzulaufen. Wie man vereinheitlicht, wo Gemeinschaft es braucht. Wie man Vielfalt zulässt, wo Menschen verschieden sind. Wie man misst, ohne das Messbare für das Ganze zu halten. Und wie man schließlich dort aufhört zu rechnen, wo das Evangelium beginnt.

Feiern wir Gottesdienste feiern, die eine erkennbare Gestalt haben und doch atmen können. Schreiben wir Agenden, die nicht bestimmen wollen, was der Geist zu tun hat. Kasualien verwalten wir nicht als Sonderfälle, sondern suchen sie als Orte auf, an denen das Leben selbst Fragen stellt. Wir zählen, was gezählt werden kann. Wir ermessen, was verantwortet werden muss. Unverfügbar bleibt , was wir weder herstellen noch garantieren können: ein Wort trifft, ein Lied trägt, Wasser wird Zeichen, Brot stiftet Gemeinschaft, Menschen finden Trost, Segen geschieht, Glaube wächst. Gottesdienst ist ein äußerlich Ding, er sei so schön, neu und wohlgeordnet, wie er wolle. Sein Leben liegt nicht darin, dass wir ihn richtig berechnen. Sein Leben liegt darin, dass Gott sich darin gebrauchen lässt – und wir uns von ihm.